

Nach dem Sturm

Constanța, 1898

Noch schaukelt oben am Leuchtturm schlaff das Signal, das schlimmes Wetter auf See anzeigt.

Es hat gestürmt; vier Tage lang ist kein Schiff mehr in den Hafen eingelaufen; das Meer ist immer noch aufgewühlt.

Auf dem alten Kai, wo sonst Lärm und Gedränge brodeln, herrscht heute Grabesstille. Stumme Traurigkeit hält alles im Griff.

Da steht ein Grüppchen Träger herum – nichts zu tun, trist und zerlumpt, die Pfeife zwischen den Zähnen, glotzen sie kläglich durch blaue Rauchkringel aufs weite Meer; dort spähen Händler und Kaufleute sorgenvoll in den bleigrauen Horizont.

Frauen, die Mienen voll Kummer und Angst, gehen ungeduldig hin und her, ihre Kinder an der Hand und die Augen voller Tränen; sie sind die Frauen der erwarteten Seeleute.

Alles hüllt sich in Schweigen; kein menschlicher Laut stört die Weihe des stummen Elends, das auf der Zunge aus Stein liegt, die vom Ufer ins Meer hinausragt.

Und das wilde Meer, als wollte es die Schwäche der Menschen verhöhnen, schlägt krachende Wellen wie schallendes Lachen gegen den Kai und wäscht ihm nach und nach das Moos von dem vom Zahn der Zeit geschwärzten Stein.

Auf einmal kommt Bewegung in die Menge, alle sind sie plötzlich auf den Beinen und spähen an den Horizont.

„Da! Da draußen! Ein Schiff!“

Weit, weit weg, wo sich die Wolkenfetzen mit den schäumenden Gipfeln der Wellen vereinen, wo das Himmelszelt sich auf das Meer zu stützen scheint, taucht ein kleiner, schwarzer Punkt auf, fast verloren in der Ferne.

Ungeduldig, grübelnd, regt sich die Menge am Kai, die einen fragen die anderen, und niemand weiß irgendetwas. Ein Leuchten geht über alle Gesichter, und die Frauen trocknen sich die Tränen, um den schwarzen Punkt besser zu sehen, der in der Ferne langsam anwächst.

Die Türken von den Segelschiffen im Hafen entern auf in die Masten und blicken hinaus in die Weite.

Ein Schiff – aber welches?

In jedem Einzelnen der im Hafen Versammelten flammt die Hoffnung auf, es möge das sein, das er erwartet.

Immer größer wird der einsame Punkt. Ein Lotse, der durchs Fernrohr schaut, ruft aus:

„Ein weißer Schornstein ... Es ist die *Principesa*!“

„Die *Principesa*! Die *Principesa* kommt!“, erschallt es ringsum.

Eine Frau mit einem alten Kopftuch, ein kleines Kind an der Hand, trocknet sich hastig die Tränen und wirft sich die Hand auf die Brust, um ihr rasendes Herz zu beruhigen.

„Schau nur, schau – da kommt dein Papa!“, sagt sie und nimmt das Kind auf den Arm, das ahnungslos die Händchen ausstreckt und goldig „Pa-pa“ stammelt.

Langsam wird der schwarze Punkt zum Fleck, der sich vom Horizont abhebt; man sieht ihn immer besser, immer näher, je weiter das herrliche Spielzeug vorankommt.

Bald erklimmt es einen schäumenden Gipfel, bald stürzt es hinab in eine der Schluchten, die das wilde Spiel der Wellen hervorbringt.

Langsam gleitet die *Principesa* voran, prallt gegen die Wellen, die sie bestürmen und bald auf die eine, bald auf die andere Seite kippen; wie eine am Schornstein hängende Schlange zieht sie Rauch hinter sich her, dessen graue Schwaden vom Wind erfasst werden und sich in der endlosen Weite des Meeres verlieren.

Da, jetzt sieht man auch die Männer, die übers Deck eilen und alles zum Anlegen klarmachen!

Der Kapitän ist auf seinem Posten, den Blick fest nach vorne gerichtet, der Steuermann steht am Rad, und auch der Smut mit seiner weißen Schürze und der Haube auf dem Kopf lugt aus der Kombüse, um den Hafen zu sehen.

Die Menge auf dem Kai winkt mit Hüten und Tüchern.

Die Frau setzt das Kind wieder ab, löst ihr Kopftuch und schwenkt es im Wind; ein Matrose, der mit der Pfeife im Mund vorne am Bug steht, hat sie gesehen, klammert sich mit einer Hand am Anker fest und streckt mit der anderen seine Mütze hoch, um zurückzuwinken.

Kaum erreicht die *Principesa* das ruhige Wasser des Hafens, verlangsamt sie fast wie von Zauberhand ihre Fahrt; stolz und gelassen pflügt sie durchs Wasser, das links und rechts von ihr in weiten Bögen Wellen wirft, die rhythmisch an den alten Kai klatschen.

„Anker ab!“, erschallt die Stimme des Kapitäns. Laut raselnd fällt der Anker an seiner Kette ins Wasser, das, als er eintaucht, in alle Richtungen spritzt.

Die ungeduldige Schar läuft an der Gangway zusammen.

So mancher bäugt erschrocken den Schornstein, auf dem große Flecken erkennbar sind: die Spuren der übergekommenen Brecher.

Jetzt liegt die *Principesa* am Kai, der wieder brodelte vor Lärm und Gedränge.

Beseelt von der schwärmenden Menge, erwacht der Hafen wieder zum Leben; das ohrenbetäubende Scheppern der Kräne, das Geschrei der beladenen Träger, der ganze Trubel und Eifer, sie geben dem Hafen sein üppiges Leben zurück.

Und inmitten dieses Gewühls, geführt von den Nöten des Lebens, geht die Frau mit dem alten Kopftuch, strahlt durch

ihre Tränen voller Liebe den Gatten an, einen jungen Matrosen, der im Arm das goldige Kind hält, das so niedlich „Pa-pa“ stammelt.

„Ich dachte schon, ich seh ihn nicht wieder, den Kleinen.“

Einige bleiben stehen und betrachten gerührt die kleine Familie, und ein alter Seemann schüttelt die Asche aus seiner Pfeife und sagt:

„Zwei Jahre waren sie weg, die Ärmsten ... Fast hätte der Kleine den Vater verloren. O, schon viele Väter hat das Meer verschlungen, und viele Waisen und Tränen auf der Welt hinterlassen.“

Und das wilde Meer, als wollte es die Schwäche der Menschen verhöhnen, schlägt immer noch krachende Wellen wie schallendes Lachen gegen den Kai und wäscht ihm nach und nach das Moos von dem vom Zahn der Zeit geschwärzten Stein.